

Exklusive Leseprobe

»Manhattan Beach« von Jennifer Egan
aus dem amerikanischen Englisch
von Henning Ahrens
© S. Fischer Verlag GmbH

...

Alles nahm seinen Anfang, als sie das Mädchen sah. Anna hatte die Werkstatt verlassen, um während der Mittagspause etwas zu essen zu kaufen, obwohl Mr Voss, ihr Aufseher, forderte, sie sollten ihr Essen mitbringen und auf dem hohen Hocker einnehmen, auf dem sie den lieben, langen Tag saßen und maßen. Sein Bedürfnis, die Mädchen im Auge zu behalten, verriet die Befürchtung, sie könnten sich in der Marinewerft, dem Brooklyn Naval Yard, zerstreuen wie die Hühner. Sicher, die Werkstatt war nett, denn sie war nicht nur sauber, sondern auch hell, weil es im zweiten Stock eine Fensterreihe gab. Während der heißen Septembertage, gleich nach Annas Arbeitsantritt, hatte die Klimaanlage jeden Winkel mit brummender Kühle erfüllt. Jetzt hätte sie gern ein Fenster geöffnet, um die frische Oktoberluft hereinzulassen, aber die Fenster mussten zubleiben, damit die Messungen nicht durch Staub und Schmutz beeinträchtigt wurden – oder lag es daran, dass die winzigen Teile, die sie prüften, absolut sauber sein mussten, um zu funktionieren? Das wusste niemand, und Mr Voss hasste Fragen. Zu Beginn hatte Anna beim Anblick der rätselhaften Teile auf ihrem Tablett gefragt: »Was genau messen wir hier eigentlich und in welches Schiff wird all das eingebaut?«

Mr Voss zog die blassen Augenbrauen hoch. »Sie können Ihren Job auch ohne diese Information erledigen, Miss Kerrigan.«

»Sie könnte aber dazu beitragen, dass ich noch besser arbeite.«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Dann wüsste ich endlich, was ich hier tue.«

Die verheirateten Frauen verbargen ihr Lächeln. Anna hatte die Rolle der aufmüpfigen kleinen Schwester erhalten – oder selbst gewählt –, was sie herrlich fand. Sie ertappte sich dabei, dass sie nach Möglichkeiten suchte, Mr Voss zu provozieren, ohne offenen Ungehorsam zu riskieren.

»Sie prüfen die Teile, um sicherzustellen, dass sie identisch sind«, sagte er so geduldig, als wäre sie nicht ganz richtig im Kopf. »Und Sie sortieren all jene aus, die Makel haben.«

Wie sich bald herausstellte, waren die Teile, die sie prüften, für die *Missouri* gedacht, ein Schlachtschiff, das ein gutes Jahr vor Pearl Harbor in Trockendock Vier auf Kiel gelegt worden war. Später hatte man den Rumpf der *Missouri* über die Wallabout Bay zur Helgenkrananlage befördert – ein riesiges Stahlgerüst, dessen im Zickzack verlaufende Laufgänge an den Coney Island Cyclone erinnerten. Das Wissen, dass die Teile, die sie prüfte, in das modernste Schlachtschiff aller Zeiten eingebaut werden sollten, hatte Annas Arbeitseifer tatsächlich angeheizt. Aber nur vorübergehend.

Als um 11.30 Uhr das Pfeifsignal zur Mittagspause ertönte, wollte sie unbedingt nach draußen. Um einen guten Grund zu haben, das Gebäude zu verlassen, brachte sie kein Essen mit. Mr Voss durchschaute diesen Trick, konnte den Mädchen aber schlecht verbieten, etwas zu essen, und sah ihr grimmig nach, als sie ging. Die Verheirateten schälten derweil ihre Sandwiches aus dem Wachspapier und plauderten über ihre Männer, die beim Militär die Grundausbildung absolvierten oder in Übersee kämpften; sie sprachen über Feldpostbriefe; über Hinweise, Ahnungen oder Träume bezüglich der Aufenthaltsorte ihrer Liebsten; ihre entsetzliche Furcht. Mehrere junge Frauen waren in Tränen ausgebrochen, weil sie befürchteten, Ehemann oder Verlobter könnten nicht zurückkehren. Anna fand das unerträglich, und sie hegte inzwischen einen richtigen Groll gegen diese Heulsusen. Zum Glück hatte sich Mr Voss das Thema verbeaten, und dafür war ihm Anna unerwartet dankbar. Nun sangen sie während der Arbeit die Lieder des Hunter, des St. Joseph's und des

Brooklyn College. Letzteres lernte Anna bei dieser Gelegenheit doch noch – während ihres einjährigen Studiums hatte sie kein Interesse daran gehabt.

Sie stimmte ihre Armbanduhr mit der großen Wanduhr ab, nach der sich alle richteten, und ging hinaus. Nach der gedämpften Stille in der Werkstatt war der Krach auf dem Werftgelände stets ein Schock: Die Motoren von Kranen, Lastwagen, Zügen; das Kreischen, mit dem man in einer nahen Werkhalle Stahl zerteilte und formte; Männer, die den Lärm durch Gebrüll zu übertönen versuchten. In den Gestank nach Kohle und Öl mischten sich die Schokoladendünste der Fabrik in der Flushing Avenue. Dort wurde keine Schokolade mehr produziert, sondern eine Notfallration für Soldaten. Dieser Cousin der Schokolade, das jedenfalls hatte Anna gehört, schmeckte wie gekochte Kartoffeln, damit die Soldaten nicht in Versuchung kamen, die Ration vorzeitig zu verputzen. Aber der Duft war köstlich.

Während sie am Gebäude 4 vorbeilte, der Montagehalle mit den tausend dreckigen Fenstern, bemerkte sie ein Mädchen, das auf ein Fahrrad stieg. Anna erkannte nicht gleich, dass es eine Frau war, denn sie trug den gleichen schlichten, blauen Overall wie alle anderen. Irgendetwas an ihrer Haltung, der Anmut, mit der sie sich auf den Sattel schwang, erregte jedoch Annas Aufmerksamkeit, und sie sah dem davonrollenden Mädchen mit einem neidvollen Schauer nach.

In einer Kantine bei den Piers kaufte sie ihr Fertiggericht für fünf- undvierzig Cent – an diesem Tag Hühnchen, Kartoffelbrei, Erbsen aus der Dose, Apfelmus – und ging dann zu den Piers C und D, beide so nahe an ihrer Werkstatt, dass sie essen (oft im Stehen, ja sogar im Gehen) und rechtzeitig um 12.15 Uhr wieder auf ihrem Hocker sitzen konnte. An Pier C hatte gestern ein Schiff angelegt, das fast überirdisch wirkte, als es plötzlich vor ihr aufragte. Das Schiff schien mit jedem Schritt, den Anna tat, weiter in die Höhe zu wachsen, und am Ende musste sie den Kopf in den Nacken legen, um den Schwung des Bugs bis zum fernen Deck verfolgen zu können. Dieses wim-

melte von Matrosen, die mit ihren spielzeugartigen Mützen und Uniformen vollkommen identisch aussahen, und alle beugten sich über die Reling, um irgendetwas zu begaffen. Im nächsten Moment vernahm sie einen Chor von Rufen. Sie erstarrte, umklammerte die Schachtel mit dem Essen – stellte dann aber erleichtert fest, dass das Gebrüll nicht ihr galt, sondern der jungen Frau auf dem Fahrrad. Diese fuhr auf dem Rückweg von der Spitze des Piers am Schiff vorbei. Der Wind hatte einige Strähnen ihrer wasserstoffblonden Locken unter dem Kopftuch hervorgewirbelt. Während sie näher kam, fragte sich Anna, ob sie die Aufmerksamkeit genoss. Bevor sie dies erfahren konnte, glitt das Fahrrad auf einem Haufen Kies aus, und die Fahrerin knallte zur lautstarken Belustigung der Matrosen auf das Kopfsteinpflaster. Wären die Männer in unmittelbarer Nähe gewesen, dann hätten sie einander aus dem Weg gestoßen, um dem Mädchen aufzuhelfen. Aber sie waren so weit oben, dass sie nur untereinander prahlen konnten, und entschieden sich für eine Orgie der Hämie:

»Och, die arme Kleine hat das Gleichgewicht verloren.«

»Jammerschade, dass sie keinen Rock trägt.«

»Du bist wirklich süß, wenn du heulst.«

Das Mädchen heulte nicht. Sie kam verärgert und gedemütigt, aber trotzig auf die Beine, und Anna wurde bewusst, dass sie sie sympathisch fand. Sie erwog, ihr zu helfen, war dann aber froh, dem Impuls widerstanden zu haben, denn zwei Mädchen, die sich mit einem Fahrrad abmühten, wären noch lächerlicher gewesen als eines. Außerdem hätte die Radfahrerin jede Hilfe abgelehnt. Sie drückte die Schultern durch und schob das Rad zum Ende des Piers, wo Anna stand und so tat, als hätte sie nichts bemerkt. Anna nahm die Schönheit des Mädchens wahr, die engelsgleichen Wangen, die blitzenden blauen Augen, die Jean Harlow-Locken. Sie kam ihr bekannt vor – vielleicht, weil sie aussah, wie Lydia hätte aussehen sollen. Die Welt wimmelte von Frauen (darunter Betty Grable), für die Anna aus diesem Grund eine geschwisterliche Zuneigung empfand. Als

das Mädchen an ihr vorbeikam, ohne sie eines Blickes zu würdigen, ging Anna plötzlich auf, dass sie eine derjenigen war, die im letzten September, anlässlich des Arbeitsantritts der ersten Frauen im Naval Yard, von Reportern begleitet worden waren. Anna hatte ihr Foto im *Brooklyn Eagle* gesehen.

In sicherer Entfernung vom Schiff stieg das Mädchen auf ihr Fahrrad und fuhr davon. Anna schaute auf ihre Armbanduhr und stellte erschrocken fest, dass sie fast dreizehn Minuten zu spät war. Sie rannte zu ihrer Werkstatt, obwohl sie wusste, dass ihre Hast für ein kleines Spektakel sorgte. Sie stürmte an den Prüfern vorbei – alleamt Männer, die Leitern benutzten, um größere Teile zu kontrollieren – und saß um 12.37 Uhr wieder auf ihrem Hocker. Ihr Overall hatte durchgeschwitzte Achseln. Sie heftete ihren Blick auf das Tablett mit den Bauteilen, die sie täglich prüfen musste, und kämpfte gegen ihr Keuchen an. Rose, eine am Nachbartisch sitzende Verheiratete, mit der sie sich gut verstand, sandte ihr einen warnenden Blick.

Der Messschieber war kinderleicht zu handhaben: einklemmen, festschrauben, ablesen. Anfangs war Anna froh über diesen Job gewesen; Mädchen, die zum Schweißen oder Vernieten eingesetzt wurden, hatten eine sechswöchige Ausbildung absolvieren müssen, die Prüfarbeit dagegen verlangte nur einwöchige Eignungstests. Sie gehörte zu den Colleagueabsolventinnen, und Mr Voss hatte in seiner Einführung das Wort »Elite« benutzt, was ihr natürlich gefallen hatte. Außerdem hatte sie die Nase voll von der Handarbeit. Nachdem sie zwei Tage auf den Messschieber geschickt und nach der Prüfung jeden Teils das Formular abgestempelt hatte, das die Gleichförmigkeit bestätigte, hatte sie jedoch gemerkt, dass sie die Arbeit hasste. Diese war monoton, erforderte aber Konzentration; sie war einerseits abstumpfend simpel und andererseits so heikel, dass sie in einem »sauberen Raum« erledigt werden musste. Am schlimmsten waren die Kopfschmerzen, eine Folge des ständigen Blicks auf den Messschieber. Manchmal hatte sie den Drang, mit den Fingern zu

prüfen, ob die Teile die richtige Größe hatten, konnte aber nur schätzen und musste dann nachmessen, um ihre Schätzung zu überprüfen. Außerdem hatte der allwissende Mr Voss bemerkt, dass sie mit geschlossenen Augen gearbeitet hatte. »Darf ich fragen, was Sie da tun, Miss Kerrigan?«, hatte er bemerkt. Nachdem Anna ihn aufgeklärt hatte (zum Vergnügen der Verheirateten), hatte er gesagt: »Dies ist nicht die Zeit für Späße. Wir sind im Krieg.«

Nach dem Ende der Schicht, sie trugen schon wieder Straßenkleidung, bat Mr Voss Anna in sein Büro. Niemand war je zuvor in sein Büro gebeten worden; das konnte nichts Gutes verheißen.

»Soll ich warten?«, fragte Rose, während die anderen Frauen Anna viel Glück wünschten und davoneilten. Doch Anna lehnte ab, weil sie wusste, dass Rose ein Baby zu Hause hatte.

Das Büro des Aufsehers war genauso karg und provisorisch wie fast alles in der Werft. Mr Voss, der nach ihrem Eintreten kurz dagestanden hatte, setzte sich hinter einen Metalltisch. »Sie sind mit zwanzig Minuten Verspätung aus der Mittagspause zurückgekehrt«, sagte er. »Zweiundzwanzig, um genau zu sein.«

Anna stand vor ihm, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Mr Voss galt in der Werft etwas; der Kommandant hatte ihn mehrmals angerufen. Er hätte die Macht, sie feuern zu lassen. Diese Möglichkeit hatte sie während der Wochen, in denen sie ihn zum Vergnügen der anderen getriezt hatte, nicht bedacht, aber nun trat sie ihr in aller Deutlichkeit vor Augen. Sie war vom Brooklyn College abgegangen. Wenn sie hier nicht mehr arbeiten konnte, würde sie nach Hause zurückkehren und ihrer Mutter bei der Pflege Lydias helfen müssen.

»Bitte verzeihen Sie«, sagte sie. »Es wird nicht noch einmal passieren.«

»Nehmen Sie Platz«, sagte er, und Anna setzte sich auf einen Stuhl. »Falls Sie wenig Arbeitserfahrung haben, empfinden Sie unsere Regeln und Vorschriften sicher als ärgerlich.«

»Ich habe mein ganzes Leben gearbeitet«, erwiderte sie, doch es klang hohl. Sie war so tief beschämt, als hätte sie ihr Spiegelbild in

einem Schaufenster erblickt und für lächerlich befunden. Ein College-Mädchen, das ein wenig im Krieg mitmischen wollte. »Eli-tär«. So wurde sie vermutlich gesehen. Parolen aus dem *Shipworker* gingen ihr durch den Kopf: *Hier gesparte Minuten retten Leben dort. Wenn du nicht arbeitest, arbeitest du für den Feind.*

»Sie sind sich darüber im Klaren, dass wir diesen Krieg vielleicht verlieren«, sagte er.

Sie blinzelte. »Aber sicher. Natürlich.« Im Naval Yard waren Zeitungen verboten, um die Moral nicht zu untergraben, aber Anna kaufte vor dem Sands Street-Tor jeden Abend die *Times*.

»Sie wissen, dass die Nazis Stalingrad erreicht haben.«

Sie nickte mit demütig gesenktem Kopf.

»Und dass die Japsen den pazifischen Kriegsschauplatz von den Philippinen bis Neuguinea dominieren?«

»Ja.«

»Sie begreifen, dass unsere Arbeit, also die Reparatur und der Bau alliierter Schiffe, den Matrosen, Flugzeugen, Bomben und Schiffskonvois das Erreichen des Schlachtfelds ermöglicht?«

Sie verspürte einen Anflug von Wut. Er hatte sich klar genug ausgedrückt. »Ja«, sagte sie.

»Und dass seit Kriegsbeginn Hunderte alliierter Frachtschiffe torpediert wurden und täglich weitere versenkt werden?«

»Inzwischen verlieren wir weniger Schiffe und bauen mehr«, erwiderte sie leise, denn das hatte sie erst kürzlich in der *Times* gelesen. »Die Kaiser-Werft hat im letzten Monat innerhalb von zehn Tagen einen Liberty-Frachter gebaut.«

Das klang rotzfrech, und Anna wartete darauf, dass der Hammer fiel. Aber Mr Voss sagte nach kurzem Schweigen: »Mir fällt auf, dass Sie kein Pausenbrot mitbringen. Ich nehme an, Sie wohnen noch zu Hause?«

»Ja, richtig«, antwortete Anna. »Aber meine Mutter und ich haben viel um die Ohren, weil wir für meine Schwester sorgen müssen. Sie ist schwer behindert.«

Das stimmte natürlich. Oder auch nicht. Ihre Mutter bereitete für Anna Frühstück und Abendessen zu; sie konnte problemlos ein Pausenbrot einpacken und hatte das auch angeboten. Anna war in die Arglosigkeit verfallen, die sie Fremden gegenüber oft an den Tag legte. Mit Erfolg, denn Mr Voss' Miene verriet leise Überraschung.

»Tja, das tut mir aufrichtig leid«, sagte er. »Kann Ihr Vater denn nicht helfen?«

»Er ist weg.« Das verriet sie fast nie, hatte es eigentlich auch jetzt nicht preisgeben wollen.

»Ist er im Krieg?« Er wirkte skeptisch; ein Mann mit einer neunzehnjährigen Tochter war sicher zu alt.

»Einfach ... weg.«

»Er hat Ihre Familie sitzenlassen?«

»Vor fünf Jahren.«

Wäre Anna durch diese Enthüllung aufgewühlt worden, dann hätte sie es verborgen. Aber sie war es nicht. Ihr Vater hatte die Wohnung damals verlassen wie an jedem anderen Tag – sie erinnerte sich nicht einmal mehr genau daran. Die Wahrheit war ihr so langsam gedämmert wie eine Nacht anbricht: Wenn sie sich dabei ertappte, auf seine Heimkehr zu warten, wurde ihr bewusst, dass sie schon Tage gewartet hatte, dann Wochen, dann Monate – und er war immer noch nicht wieder da. Sie war vierzehn, dann wurde sie fünfzehn. Die Hoffnung wurde zu einer Erinnerung an die Hoffnung: Eine gefühllose, taube Stelle. Sie hatte ihren Vater nicht einmal mehr deutlich vor Augen.

Mr Voss holte tief Luft. »Schwierige Situation«, sagte er. »Sehr schwierig für Sie und Ihre Mutter.«

»Und meine Schwester«, ergänzte sie reflexartig.

Das eintretende Schweigen war unbehaglich, aber nicht unangenehm. Es signalisierte eine Veränderung. Mr Voss hatte die Ärmel hochgekrempelt; sie sah die blonden Härchen auf den Händen und kräftigen, kantigen Handgelenken. Anna spürte sein Mitleid, doch dem schmalen Kanal ihres Gesprächs fehlte eine Rinne, durch die

Gefühle hätten strömen können. Außerdem wollte sie kein Mitleid. Sie wollte mittags nach draußen.

Die Unruhe des Schichtwechsels hatte sich gelegt; die Prüferinnen der Nachtschicht saßen jetzt vor ihren Tablettts. Anna ertappte sich dabei, an die Fahrradfahrerin zu denken. Nell – plötzlich fiel ihr der Name aus der Bildunterschrift in der Zeitung ein.

»Miss Kerrigan«, sagte Mr Voss schließlich. »Sie dürfen in der Mittagspause nach draußen, vorausgesetzt, Sie achten auf die Zeit und legen sich bei der Arbeit ins Zeug.«

»Vielen Dank«, rief Anna und sprang auf. Mr Voss wirkte verduzt, dann stand auch er auf. Sie sah ihn zum ersten Mal lächeln. Das Lächeln veränderte ihn. Die Strenge, die er in der Werkstatt zeigte, schien eine Maske zu sein, hinter der ihr nun ein liebenswerter Mann winkte. Sein Ton hatte sich allerdings nicht verändert. »Ich nehme an, Ihre Mutter braucht zu Hause Ihre Hilfe«, sagte er. »Guten Abend.«

Am nächsten Morgen entdeckte Anna den blonden Lockenschopf Nells im Wirrwarr der Hüte und Mützen, die um Viertel vor acht durch das Tor in der Sands Street strömten, gerade noch rechtzeitig, um sich vor Toresschluss einzustempeln. Wenn man nach acht Uhr in der Werkstatt eintraf, kostete das einen ganzen Stundenlohn, egal, ob man sich um dreißig Sekunden oder dreißig Minuten verspätete. Draußen standen Dutzende Matrosen, alle in den engen Uniformen, die sie für den Landgang beim Schneider kauften. Anna hatte gehört, dass die Hosen an den Seiten Reißverschlüsse hatten, damit man sie schneller an- und ausziehen konnte. Die zerknitterten, grauen Gesichter sagten ihr, dass die meisten Matrosen ihre Freiheit mit nächtlichen Saufgelagen gefeiert hatten. Zwei hatten sich von ihren Kameraden abgesondert und lehnten mit grünlichem Gesicht an der Umfassungsmauer der Werft.

Nell hatte sich bei Hardy angestellt, dem mittleren Marinesoldaten. Seine Schlange war stets am kürzesten, weil jemand gesehen ha-

ben wollte, dass es von seiner Nase in die Thermoskannen tropfte, deren Inhalt er auf Alkohol prüfen musste. Die Marinesoldaten suchten auch nach Bomben und öffneten deshalb Päckchen, schnürten Bänder auf und bogen Papierschichten auseinander. Deutsche Spione und Saboteure hätten sich bestimmt gern Zutritt zur Marinewerft verschafft. Und obwohl dieser Gedanke weithergeholt zu sein schien (Anna kannte die meisten Werftarbeiter vom Sehen), war es eine Tatsache, dass es in amerikanischen Städten viele deutsche Spione gab. Im letzten Januar waren dreiunddreißig ins Gefängnis gewandert, weil sie dem Deutschen Reich das Ablegedatum des amerikanischen Frachters *SS Robin Moor* verraten hatten. Das Schiff war vor der afrikanischen Küste durch einen Torpedo versenkt worden.

Drei Männer passierten nach Nell das Drehkreuz, aber ihr Parfüm hing noch in der Luft, als Anna ihren Ausweis vorzeigte und die Handtasche öffnete, damit Hardy hineinschauen konnte. Nell war ledig. Das verriet allein die Art, wie sie hinter dem Tor innehielt, um auf die Armbanduhr zu schauen, und ihre eleganten Fingernägel sprachen auch Bände. Sie hatte ihre Haare gemacht und schien mit Haarnadeln geschlafen zu haben, was nur bedeuten konnte, dass sie nach der Arbeit verabredet war. Andernfalls wären ihre Locken sinnlos gewesen, denn in der Werkstatt trug man eine Kopfbedeckung. Anna war keine Schäkerin, sah anderen Mädchen aber gern beim Flirten zu. Sie genoss es, wie sie Männer bezirzten, die glaubten, sie hätten die Oberhand. Anna hätte auch gern geflirtet, aber es lag ihr nicht; ihre Direktheit stand ihr im Weg.

»Du bist Nell«, sagte sie, als sie das Mädchen einholte. Nell nickte, als wäre sie es gewohnt, erkannt zu werden. »Ich heiße Anna.« Sie hielt ihr die Hand hin, und Nell schlug im Gehen kurz ein. Sie zog ein sowohl irritiertes als auch amüsiertes Gesicht; wie fast alle Mädchen, die gern flirteten, legte sie keinen Wert darauf, andere Frauen kennenzulernen. Diese waren entweder Konkurrentinnen oder Kletten, und Anna nahm an, dass Nell überlegte, in welche Kategorie sie ein-

zuordnen war. »Ich habe gestern gesehen, wie du mit dem Fahrrad gestürzt bist.«

»Ach. Das.« Nell verdrehte die Augen, doch Anna hatte ihre Aufmerksamkeit gewonnen.

»Gehört es dir?«

»Nein, Roger. Er arbeitet in meiner Werkstatt.«

»Meinst du, er leiht es mir?«, fragte Anna.

Nell warf ihr einen Blick zu. »Er leiht es mir. Ich könnte es dir leihen.« Sie wirkte plötzlich entspannter, weil es darum ging, Anna einen Gefallen zu tun.

Als sie durch die Second Street eilten, fragte Anna: »Gibt es in deiner Werkstatt viele Mädchen?«

»Ja, in der Gießerei gibt es so einige, aber sie sind Flaschen.«

»Verheiratet?«

»Klar. Ledige Mädchen arbeiten meist als Schweißerinnen, aber das ist Drecksarbeit. Würde ich nie machen.«

»Und was tut ihr in der Gießerei?«

»Wir ... wir gießen Formen«, antwortete Nell, die kein Interesse daran zu haben schien, dieses hochkomplizierte Thema weiter auszuführen.

»Für Schiffe?«

»Nein, für Eiscrème-Wagen. Sei nicht blöd.«

Anna war erleichtert, als sie Nells Werkstatt erreichten, denn je länger sie sich mit ihr unterhielt, desto mehr schwand ihre Sympathie. »Wie bekomme ich das Fahrrad?«

»Wir treffen uns gleich nach dem Pfeifsignal am Eingang von Gebäude 4«, sagte Nell. »Ich bringe es mit.«

»Hat der Vorarbeiter nichts dagegen, dass du nach draußen gehst?«

»Er mag mich«, erwiderte Nell, eine Antwort, die sie bestimmt als Erklärung für vieles anführte, das sie erlebte, und vielleicht traf das ja auch zu.

»Unserer will, dass wir drinnen bleiben«, sagte sie, obwohl sie

Mr Voss inzwischen von einer anderen Seite kennengelernt hatte. Klette schien die Rolle zu sein, für die sie vorsprach, und vielleicht war es die einzige, die noch zu vergeben war.

»Probier's mal mit Lippenstift«, meinte Nell. »Wirkt Wunder.«

»Er ist kein Typ, der darauf anspringt.«

Nells Gesicht bestand nur aus Grübchen und sonnigen Kurven, sie schien immer kurz vor einem Lachen zu stehen. Trotzdem lag Berechnung in ihren blauen Augen. »Gibt nur einen Typ«, sagte sie.

Als sie sich mittags trafen, trugen beide den blauen Overall. Nells Locken steckten bis auf die letzte Strähne unter einem prallen Kopftuch, und sie trug die Stiefel mit Stahlkappen, die sie sich auf Anraten der Werft besorgen sollten. Der *Shipworker* brachte regelmäßig kurze Beiträge, die von den Katastrophen erzählten, die diese Stiefel verhütet hatten, aber Anna hatte noch kein Paar gekauft. Sie fand es sinnlos, denn die Teile, mit denen sie hantierte, waren niemals größer als ein Vierteldollar.

»Stell es hier wieder ab«, sagte Nell und übergab Anna ein leicht demoliertes, schwarzes Fahrrad der Marke Schwinn. »Ich hole es später. Draußen vor dem Tor zur Cumberland verkauft eine Frau gerade leckere Eiersalat-Sandwiches. Direkt aus ihrer Wohnung – die Schlange reicht bis in die Flushing.«

»Danke.«

»Eiersalat kann man nicht einpacken. Er suppt.«

»Wäre klasse, wenn es zwei Fahrräder gäbe«, sagte Anna, die das eitle und spendable Mädchen plötzlich wieder sympathisch fand.

»Nie und nimmer. Ich habe die Nase voll«, erwiderte Nell und fügte lächelnd hinzu: »Außerdem würden wir für einen Tumult sorgen.«

Anna war bereits Fahrrad gefahren. Im Prospect Park konnte man eines für fünfzehn Cent mieten, und Radfahren war unter den Jungen und Mädchen des Brooklyn College ein beliebter Zeitvertreib gewesen. Dies war allerdings ein Herrenrad, und die Mittelstange saß so ungünstig, dass Anna stehend fahren musste, um sich nicht zu

stoßen. Vielleicht sorgte das für den Unterschied, aber woran auch immer es liegen mochte: Als sie in die Pedale trat und über das Kopfsteinpflaster rumpelte, schien sie von einem Blitz durchzuckt zu werden. Das Radeln verwandelte die Werft: Ein Durcheinander von Szenen verwandelte sich in eine symphonisch arbeitende Maschinerie, und sie glitt so unbemerkt hindurch wie eine Möwe. Sie fuhr schnell, sie lachte leise, sie bekam den rußigen Wind in den Mund. Sie war zu aufgereggt, um etwas essen zu können, und hatte so große Angst, sich zu verspäten, dass sie sich nicht für den Eiersalat anstellte. Sie saß um 12.10 Uhr wieder auf dem Hocker und schob den restlichen Tag Kohldampf. Der Messschieber zitterte in ihren Händen, und sie war von einer sonderbar elektrisierenden Freude erfüllt.

Am nächsten Morgen arbeitete sie wie wild, damit die Zeit schneller verstrich, und beim Pfeifsignal hatte sie ihr Tablett schon zu drei Vierteln abgearbeitet. Nell erwartete sie mit dem Fahrrad. An diesem Tag fuhr Anna zur Helgenkrananlage, radelte mehrmals an dem stählernen Gitterwerk vorbei und erblickte im halbdunklen Bereich zwischen den kreuz und quer verlaufenden Streben einen Schiffsrumpf, der mit seinen gewaltigen Ausmaßen fast urtümlich wirkte. Die USS *Missouri*. Anna, die seit ihrem Arbeitsantritt in der Werft immer wieder diesen leise gemurmelten Namen gehört hatte, fand es unheimlich, fast beängstigend, das Schiff vor Augen zu haben. Das Ding selbst.

...

Anna traf sich mit Nell zur Zwanzig-Uhr-Vorstellung von *Der gläserne Schlüssel* mit Alan Ladd, ahnte aber schon beim ersten Blick auf Nells cremefarbiges Dekolleté, das unter dem offenen Mantel zu sehen war, dass sie nicht ins Kino gehen würden.

»Ich habe da eine andere Idee, falls du offen bist«, sagte Nell in einem fröhlichen Singsang. Nachdem Anna ihre Offenheit beteuert hatte, fuhr sie fort: »Einer meiner Freunde hat einen Stammtisch im Moonshine – das ist ein Nachtclub. Er hat uns dazu gebeten.«

»Ich bin aber nicht passend angezogen.«

»Ich habe ihn schon gewarnt, dass du aussiehst wie ein Landei.«

Anna lachte. Eigentlich war ihr Kleid – unter dem Mantel verborgen – gar nicht so übel. Als sie erzählt hatte, eine Freundin aus der Werft habe sie ins Kino eingeladen, glaube aber, sie wisse sich nicht zu kleiden, hatte sich ihre empörte Mutter mit Feuereifer an die Arbeit gemacht und das schlichte, blaue Kleid, das Anna bei S. Klein für Lydias nächsten Arzttermin gekauft hatte, um Schulterpolster und Schößchen ergänzt. Währenddessen hatte Anna einen Reigen türkisfarbiger Schmuckperlen auf den Kragen genäht, und ihre Hände waren neben denen ihrer Mutter hin und her geflogen, als würden sie ein Duett spielen. Ein Modekenner hätte sich von den Ergänzungen nicht täuschen lassen, aber diese waren ja auch nicht dazu gedacht, einer genauen Prüfung unterzogen zu werden. Wie Pearl Gratzky gern etwas großspurig sagte: »Wir sind im Reich der Impressionen tätig.«

Nell hielt ein Taxi an und nannte dem Fahrer die East Fifty-third Street. »Das sind doch nur sechs Blocks!«, protestierte Anna. »Lass uns das Geld sparen und zu Fuß gehen.«

Dieser Vorschlag wurde mit einem Purzelbaum künstlichen Lachens quittiert. »Keine Sorge«, erwiderte Nell. »Diese Fahrt ist das Letzte, was wir heute selbst bezahlen.«

Trotz Verdunkelung, gedämpfter Straßenlaternen und trüber

Schaufenster unter den Markisen waren die Blocks nördlich des Times Square relativ hell. Anna war nach Anbruch der Dunkelheit selten in Manhattan und staunte über das Soldatengewimmel: Offiziere in schweren Mänteln, Matrosen und Rekruten, andere in unbekanntenen Uniformen – und alle so in Eile, als würden sie zu einem zentralen, brennend wichtigen Ereignis hetzen.

»Eines noch«, sagte Nell, indem sie sich zu der hinten sitzenden Anna umdrehte. »Kein Wort über unsere Arbeit.«

»Unsere ...«

»Pst!« Nell legte einen Finger auf ihre gespitzten Lippen. Sie hatte ihre Fingernägel nach der Schicht scharlachrot lackiert.

»Du meinst die Mari ...«

»Schscht!«

»Und warum nicht?«

»Ach, komm«, wurde sie von Nell mit fröhlicher Falsettstimme gerügt. »Spiel nicht die Dumme.«

»Wer von uns spielt hier die Dumme?«

Ein kurzes Schweigen. »Du weißt genau, was ich meine«, sagte Nell mit normaler Stimme. Sie sah Anna voller Ernst an, das draußen herrschende Halbdunkel füllte ihre Grübchen mit Schatten. »Ich muss mich darauf verlassen können, dass du dich benimmst.«

»Keine Sorge«, erwiderte Anna. »Ich blamiere dich nicht, versprochen.«

Das Taxi setzte sie im Osten der Madison Avenue vor einer strahlend weißen Tür ab, und der Zylinder tragende Türsteher begrüßte sie, als wäre ihre Ankunft das höchste der Gefühle. Sie traten in einen brodelnden Lärm, bei dem Anna genauso erschrak wie bei dem Krach auf dem Werftgelände nach der Stille der Werkstatt.

»Besser als erwartet«, sagte Nell, die nach der Abgabe von Hüten und Mänteln Annas Kleid taxierte. »Viel besser.«

»Na, da bin ich ja froh«, erwiderte Anna, und Nell, die ihren neckischen Tonfall bemerkte, legte den Kopf schief und lächelte Anna an. »Du hast Humor«, sagte sie.

»Du auch«, meinte Anna, und Nell zog sie an der Hand in das Getöse aus Musik und Stimmen. Vielleicht drückte Nells kurzer Satz die innigste Freundschaft aus, die sie anderen Mädchen entgegenbringen konnte – in gewisser Weise so innig wie die Blutsschwesterschaft, die Anna im Alter von zehn Jahren mit Lillian Feeney geschlossen hatte. Andererseits wusste Nell, die im cremefarbenen Seidenkleid mit dem Wasserfalldekolleté hinreißend aussah, dass Anna bei Männern keine Konkurrenz für sie war.

Es fühlte sich verstörend unwirklich an, die flachen Stufen zum Nachtclub hinunterzusteigen – sie schien durch ein unsichtbares Hindernis mitten in einen Kinofilm zu treten. Anna hätte sich innerlich vorbereiten, langsam daran gewöhnen müssen, aber dafür blieb keine Zeit, denn sie wurde von dem Orchester, dem Springbrunnen, dem Fußboden mit Schachbrettmuster und den tausend roten, wie Bienenkörbe summenden Tischen förmlich verschlungen. Nell schlängelte sich durch den Raum und blieb wiederholt stehen, um schrille, leidenschaftliche Grüße mit anderen Gästen auszutauschen. Anna folgte unsicher in ihrem Kielwasser.

An einem Tisch neben einer überfüllten, ovalen Tanzfläche wurden sie von drei Männern erwartet. Diese wirkten fast austauschbar, trugen Einstecktücher aus Seide und teure Krawattennadeln. Die einzigen Unterscheidungsmerkmale bestanden darin, dass einer von ihnen gut aussah und ein anderer älter wirkte. Von der lauten Salve der Begrüßungen, die ausgetauscht wurde, bekam Anna wegen des Lärmpegels im Club nur Bruchstücke mit.

»... feiern ...«

»... die Japsen haben ...«

»... da drüben Platz nehmen ...«

»... Champagner ...«

»... sei ein Schätzchen ...«

Anna versuchte, die Ohren zu spitzen, und wusste, dass sie steif wirkte. Sie hatte nie ein Talent für diese Art von Wortgeplänkel gehabt; es war wie ein Springseil, das in einem Takt geschwungen

wurde, in dem sie nicht springen konnte. Hier schien der Krieg trotz vieler Soldaten in Uniform nicht zu existieren. Warum waren die beiden jüngeren Verehrer Nells nicht einberufen worden?

Man brachte gebackene und gefüllte Muscheln, dazu Champagner. Der Kellner, ein Junge mit starkem Tremor (mindestens vier Hertz, dachte Anna), bemühte sich, die fünf Schalen zu füllen. Anna hatte noch nie Champagner probiert; im Fraternity House hatte sie nur Bier getrunken, und zu Hause gab es immer nur Whisky. Das blassgoldene Getränk schäumte und zischte in ihrem Glas. Als sie einen Schluck trank, knisterte die Flüssigkeit durch ihre Kehle – süß, aber mit bitterem Nachgeschmack, wie ein weiches Kissen, in dem eine sanft piekende Nadel saß.

»Köstlich!«, rief sie, und Nell erwiderte atemlos: »Phänomenal, oder? Könnte ich den ganzen Tag trinken.« Anna lag schon der Scherz auf der Zunge, sie sollten etwas in der Thermoskanne in die Werft schmuggeln, aber sie konnte sich noch rechtzeitig bremsen.

Ihr Glas war rasch leer, doch der Kellner war sofort zur Stelle und schenkte nach. Und von einem Moment auf den anderen, so plötzlich, wie das Gas einer Ofenplatte nach dem Anzünden entflammt, wurde das Tohuwabohu ringsumher – Musik, Lichtreflexe, Gelächter – zu einem schillernden, verwischten, wie aus den Augenwinkeln wahrgenommenen Gesamtbild gedämpft, einer, wie Pearl Gratzky gesagt hätte, *Impression*, die den Ort der Realität enthob. Diese Veränderung sorgte dafür, dass bei Anna jede Hemmung entfiel. Sie wurde mitten hineinkatapultiert, mit glühenden Wangen und pochendem Herzen.

Das Orchester stimmte ein flottes Stück an. Der jüngere, nicht ganz so gut aussehende Verehrer – Louie – stellte sich ein weiteres Mal vor, forderte Anna zum Tanz auf und wischte ihre Weigerung fröhlich vom Tisch. »Tu doch nicht so, alle Mädchen tanzen. Hoch mit dir«, sagte er, ergriff ihre Hand und wuchtete sie auf die Tanzfläche. Anna bemerkte, dass er leicht hinkte. Mitgefangen, mitgehungen. Sie fragte sich beunruhigt, ob sie die Zwanziger-Jahre-

Tänze, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte – der Peabody, der Texas Tommy, der Breakaway –, an den Swing à la Benny Goodman anpassen konnte, den das Orchester spielte. Doch Louie machte es ihr leicht, wirbelte sie ebenso geschickt wie schicklich herum. Er schien sich große Mühe zu geben – vielleicht, um sein Hinken zu verbergen, was ihm auch wunderbar gut gelang.

»Amüsiert du dich?«, fragte er. »Bestimmt?« Louie schien die Rolle des Gastgebers zu spielen, der für das Wohlergehen der ganzen Truppe verantwortlich war. »Und Nell? Amüsiert sie sich auch? Bei ihr weiß man nie so genau.«

»Tut sie«, versicherte Anna. »Wie wir alle.«

Zurück am Tisch, waren die Gläser schon wieder gefüllt. Nell kehrte mit dem attraktiven Verehrer vom Tanzen zurück. Anna vermutete, dass er ihr Liebhaber war. Als sie sich gemeinsam zu den Damentoiletten durchkämpften, flüsterte Nell jedoch: »Mein Kerl versetzt mich wieder, das Schwein.«

»Oh«, erwiderte Anna verwirrt. »Ist er ...«

»Alle sagen, er sehe aus wie Clark Gable. Komm, wir schauen mal zum Eingang.«

Als er auch dort nicht zu finden war, wurde Nell sauer. »Zum Teufel mit dem Mistkerl!«

»Ist er unzuverlässig?«

»Er ist ... gebunden. Er kann nicht immer weg.«

»Und gebunden heißt ...«

Nell nickte. »Aber seine Frau ist eine Schreckschraube.«

»Haben sie Kinder?«

»Vier. Zu Hause ist er allerdings todunglücklich – er zählt die Minuten, bis er mich wiedersehen kann.«

»Du klingst wie ein Mädchen in einer Rundfunk-Liebesserie«, sagte Anna.

»Den Quatsch solltest du besser nicht hören«, meinte Nell biestig. »Er sorgt für Gehirnfäule.«

»Meine Mutter hört das.«

»Warum kommt er nicht? Ich sitze nur mit diesen Idioten an einem Tisch, damit ich gut aufgehoben bin, bis er aufkreuzt.«

»Louie ist kein Idiot«, erwiderte Anna. »Er ist goldig.«

»Die sind alle gleich«, sagte Nell.

Anna kehrte mit der Absicht an den Tisch zurück, einen Tanz mit dem attraktiven Verehrer zu wagen, weil sie jetzt wusste, dass er nicht mit Nell verbandelt war. Stattdessen fand sie sich mit Louie auf der Tanzfläche wieder, der sie unterhielt, indem er sie auf einen Brigadegeneral, einen Senator und einen berühmten farbigen Gelehrten hinwies. Anwesend waren auch Laird Cregar, den Anna im letzten Frühling in *Narbenhand* gesehen hatte, und Joan Fontaine, die für *Verdacht* mit einem Oscar ausgezeichnet worden war – ein großartiger Film, wie Anna fand. Dunkle Geschichten über die Stadt sah sie am liebsten – Filme, die dafür sorgten, dass sich der Magen verkrampfte, wenn man nach dem Verlassen des Kinos Schritte hinter sich hörte.

»Du kennst ja alle Welt, Louie!«, sagte sie.

»Glaube schon«, erwiderte er. »Blöd ist nur, dass die Welt mich nicht kennt.«

Anna betrachtete ihn genauer: Ein schmaler Mann mit ebenso schmalen Gesicht, in dem die Zähne viel zu groß wirkten. Das Hin- und Hergehen. »Was machst du beruflich, Louie?«

»Versicherungsmathematik«, murmelte er und ergänzte, als wollte er verhindern, dass Anna fragte, was das war: »Und du?«

Nachdem sie sich eine Erwähnung der Marinewerft mehrmals knapp verkneifen hatte, war Anna vorbereitet. »Sekretärin«, sagte sie unbestimmt.

»Ich schätze, Läden wie dieser sind dafür gedacht, dass wir Jobs wie die unseren vergessen«, meinte Louie. »Das Moonshine mit seiner verruchten Seite ist genau richtig dafür.«

»Wo?«, rief Anna. »Wo ist die verruchte Seite?«

»Ah, die sieht man nicht – und so soll es auch sein. Oben wird gespielt, aber nur um hohe Einsätze. Bakkarat, Canasta, Poker – jeden-

falls laut meiner Quellen. Und hier gibt es alle möglichen Typen, auch Gangster. Ihr Mädchen steht natürlich auf Gangster.«

»Ich bin noch nie einem begegnet!«, sagte Anna. »Kannst du mir einen zeigen?«

»Tja, der Besitzer ist angeblich ein Gangster. Oder war einer, während der Prohibition. Er sitzt meist dort drüben.« Louie äugte zu einer hinteren Ecke. »Er heißt Dexter Styles. Er hat mehrere Clubs, ist also nicht immer da.«

»Dexter Styles«, wiederholte Anna. Der Name sagte ihr etwas. »Wie sieht er aus?«

»Wie ein Faustkämpfer. Großer, kräftiger Kerl, dunkle Haare. Vielleicht ist er heute da.«

Marco, der attraktive Verehrer, forderte Anna schließlich doch noch auf. Mit seinen dunklen Locken, den brütenden Augen und dem grimmigen Mund sah er aus wie ein Leinwandheld. Er war Italiener – und deshalb nicht einberufen worden. Er beschimpfte Mussolini so nebensächlich als Schwein, als wäre es eine Pflichtübung, dann verstummte er. Er suchte die Tanzfläche wiederholt mit Blicken ab, und Anna begriff, dass er Nell im Auge behielt, die nun mit dem anderen unansehnlichen Verehrer des Trios tanzte. Marco tanzte nicht so gut. Als er ihr zum dritten Mal auf den Fuß trat, entschuldigte sie sich verärgert und enttäuscht, kehrte aber nicht zu Louie an den Tisch zurück, sondern ging zur Lieblingsecke des Clubbesitzers. Dort saßen vier Männer. Die beschwipste Anna hatte das Gefühl, halb unsichtbar zu sein. Sie ging schnurstracks an den Tisch und senkte den Blick auf die Männer, die sich wie auf Kommando zu ihr umdrehten. Sie wusste auf Anhieb, wer Mr Styles war – und begriff, dass sie ihm schon einmal begegnet war.

»Die Damentoilette ist ganz vorne«, sagte einer der Männer.

»Nein, ich ... bitte entschuldigen Sie«, sagte Anna und wandte sich zum Gehen. Dexter Styles war der Mann vom Strand – eine Erkenntnis, die sie heiß und kalt durchzuckte und so stark irritierte, als wäre der ganze Club plötzlich auf die Seite gekippt. Ein versun-

kener Augenblick tauchte wieder auf: Die Autofahrt mit ihrem Vater. Ein fremdes Mädchen, mit dem sie gespielt hatte. Dieser Mann, Dexter Styles, an einem kalten Strand. Was für ein verrückter Zufall. Anna eilte gedankenlos zurück zum Tisch, um es ihm zu erzählen.

Die Männer sahen wieder auf. Ihre unterkühlten Blicke verrieten ihr, dass sie den Bogen überspannte. Ihr Schwips verflog, und sie fühlte sich nackt, war der Feindseligkeit des jüngsten Tischgenossen von Mr Styles hilflos ausgeliefert. Er hatte einen mächtigen Unterkiefer und buschiges, struppiges Haar. »Du gehst uns langsam auf die Nerven, Süße«, sagte er. »Verpiss dich.«

Dexter Styles war sofort auf den Beinen und stellte sich zwischen Anna und den Tisch. »Was kann ich für Sie tun, Miss?«, fragte er distanziert höflich, ohne ihr Gesicht eines genaueren Blickes zu würdigen. Er erinnerte sich natürlich nicht an sie. Die Fahrt zum Manhattan Beach verschwand in der Ferne wie ein Apfelstrunk, der aus einem Zugfenster flog. Sie fand das Vorhaben, jenen lange zurückliegenden Tag wachzurufen, plötzlich absurd. Ein Schweigen tat sich zwischen ihnen auf, wurde immer tiefer.

»Ich arbeite in der Marinewerft in Brooklyn«, platzte es aus Anna heraus, und sie hatte den Satz noch nicht ganz vollendet, da wusste sie schon, dass sie sich verplappert hatte.

»Was Sie nicht sagen.« Sie hatte es geschafft, den unsteten Strahl seiner Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Ich habe in der Zeitung gelesen, dass dort inzwischen Mädchen arbeiten. Was genau tun Sie?«

»Ich messe Teile mit einem Messschieber«, antwortete sie. »Andere Mädchen schweißen, nieten ...«

»Sie schweißen?«

»Wie die Männer. Man kann sie erst unterscheiden, wenn sie die Maske absetzen.«

»Funktioniert das ganz natürlich? Die Zusammenarbeit von Männern und Frauen?« Er sah ihr jetzt direkt ins Gesicht.

»Ich weiß nicht«, erwiderte sie verwirrt. »Ich arbeite meist mit Frauen.«

»Tja, war ein Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen, Miss ...«

»Feeney«, sagte sie spontan und streckte eine Hand aus. »Anna Feeney.«

»Dexter Styles.«

Sie schüttelten Hände, und er tippte einem bereitstehenden Kellner auf den Arm und sagte: »Aldo, führen Sie Miss Feeney bitte an ihren Tisch und lassen ihr auf Kosten des Hauses eine Magnumflasche Champagner bringen. Alles Gute, Miss Feeney.«

Sie war entlassen. Dexter Styles setzte sich wieder zu seinen Leuten, und Anna, die nach dieser sonderbaren Begegnung innerlich vibrierte, wanderte durch die Menge. Sie hatte Lillian Feeneys Namen benutzt – ein falscher Name schien zu diesem Club zu passen wie die Faust aufs Auge –, aber dadurch hatte sie verschleiert, dass sie einander kannten. Warum eigentlich? Vielleicht hätte Mr Styles ihren Namen erkannt und sich auch erinnert.

Anna saß nachdenklich am Tisch, und Louie riss sich fast ein Bein aus, um sie aus sich herauszulocken. Sie konnte Dexter Styles von ihrem Platz aus sehen – und würde ihm wohl nie wieder begegnen. Sie verstand erst, warum sie sich instinktiv umgetauft hatte, als sie sich die Unterhaltung vorstellte, die auf die Nennung ihres wahren Namens gefolgt wäre. *Und wie geht es Ihrem Vater? Wo ist er gerade? Was macht er so?*

...

»Sie sind also interessiert«, sagte Lieutenant Axel und blickte zu der vor seinem Schreibtisch stehenden Anna auf. Er hatte sich nicht erhoben, als sie von einem Marinesoldaten in sein Büro geführt worden war.

»Ja, Sir«, erwiderte sie. »Sehr interessiert.«

»Und wieso finden Sie das Tauchen *interessant*?«

Sie zögerte, war sich nicht ganz sicher. »Ich habe den Tauchern auf dem Kahn zugeschaut«, sagte sie. »Während ich auf Pier C stand. In der Mittagspause. Und nach der Schicht.« Sie legte zwischen jeder Information eine Pause ein, weil sie auf ein Zeichen des Verständnisses hoffte.

»Sie haben den Tauchern in der Mittagspause zugeschaut«, sagte er schließlich.

Weil dies keine Frage war, und weil ihre Worte aus dem Mund von Lieutenant Axel irgendwie lächerlich klangen, schwieg Anna. Während des Schweigens merkte sie, dass sie auf den Lieutenant hinabsah. Vielleicht dämmerte ihm das auch, denn er stand ruckartig auf: Ein Tönnchen von Mann in Marineuniform, das Gesicht wettergegerbt und befremdlich jungenhaft, ohne jede Spur eines Bartes. »Darf ich fragen, wer diese Idee hatte, Miss Kerrigan?«

»Ich«, antwortete sie. »Ich allein.«

»Sie allein. Aber Ihre Idee allein hätte den Kommandanten nicht veranlassen können, mich gestern telefonisch aufzufordern, Ihnen einen Termin zu geben.«

»Mein Aufseher, Mr Voss ...«

»Ah. Ihr Aufseher. Mister ... Voss.« Er zog diesen Namen in die Länge, als wären die Silben die letzten Fleischbröckchen, die er von einem Knochen lutschte. Dann grinste er. »Ich nehme an, er ist ebenso scharf darauf, Ihnen zu Diensten zu sein wie Sie ihm.«

Dieser Spott erwischte Anna kalt, aber die grobe Beleidigung wurde ihr erst mit Verspätung bewusst, ähnlich dem Schmerz einer Verbrennung. Sie hatte den Eindruck, dass der Lieutenant nicht ganz dicht war. Sie bemerkte, dass es in dem kleinen Gebäude unnatürlich still war, und hatte den Verdacht, dass er für ein Publikum agierte.

Sie sagte unterkühlt: »Unterzieht man Leute, die sich für das Tauchen bewerben, einem Test?«

»Kein Test. Nur die Ausrüstung. Probieren wir mal aus, ob sie passt.«

»Mir passt?«

»Nein, dem Eskimo dort drüben.«

Mr Voss hatte Anna von ihrem Vorhaben abbringen wollen. »Sie sind dort unerwünscht«, hatte er nach dem Telefonat mit dem Kommandanten gesagt. »Das könnte unangenehm für Sie werden.« Anna hatte irrtümlich vermutet, er wolle sie nicht verlieren.

Sie folgte dem Lieutenant durch einen Flur, dessen Türen verdächtig weit offen standen, und schließlich nach draußen. Gebäude 596 stand westlich der Hellingen, in einem an die Außenmauer gequetschten Bereich der Werft, den sie nicht kannte, selbst mit dem Fahrrad nicht erkundet hatte. Dahinter ragte das Edison-Elektrizitätswerk auf, dessen fünf Schlotte feucht wirkenden Rauch entließen.

Lieutenant Axel führte sie zu einer Bank, oben in der West Pier Street, auf der ein gefalteter Taucheranzug lag, so massig und steif, dass er an einen zusammengebrochenen Menschen erinnerte. Bei seinem Anblick schlug Annas Herz schneller.

»Mr Greer und Mr Katz drapieren Sie«, sagte Lieutenant Axel und zeigte auf zwei Männer, die müßig und übertrieben gleichmütig in der Nähe standen, aber sicher alles belauscht hatten und erst kurz vor ihnen hier angekommen waren. »Meine Herren, Miss Kerrigan interessiert sich fürs Tauchen. Bitte helfen Sie ihr in das Tauchkleid.«

Das klang absolut unverfänglich, und doch hatten manche Wörter – *drapieren*, *Tauchkleid* – einen Beigeschmack, der Anna zu der Frage veranlasste, ob sie normal waren oder dazu dienen sollten, sie zu verwirren. Sie war froh, als Lieutenant Axel wieder hineinging.

»Wir ziehen den Anzug über Ihre Kleidung, Liebes«, sagte der Mann namens Greer. Er war schmal, hatte ein fliehendes Kinn und schütteres Haar und trug einen Ehering. »Ziehen Sie nur die Schuhe aus.«

Der andere Mann, Katz, wirkte großspurig. »Ist das der kleinste Anzug?«, fragte er, als sie den Taucheranzug vor Anna hielten, die jetzt in Strümpfen dastand. »Weißt du was, Greer? Sie hat die gleiche Größe wie du.«

Greer verdrehte die Augen. Das gummierte Segeltuch entließ einen getreideartigen Geruch, vermischt mit einem erdig säuerlichen Hauch, der Anna an die Farm ihrer Großeltern in Minnesota erinnerte. Sie stieg in den weiten schwarzen Gummikragen und schob die Füße in die steifen, sockenartig auslaufenden Beine. Dabei musste sie sich auf die Männer stützen, was sie unangenehm fand, Katz und Greer dagegen für ganz selbstverständlich zu erachten schienen. Sie hieften den Gummikragen auf ihre Schultern, dann schob sie ihre Arme in die Ärmel und zwängte die Hände durch die Gummimanschetten in die Handschuhe mit drei Fingern. Die Männer wanden schmale Lederriemen um ihre Handgelenke und schlossen die Schnallen.

»Die Riemen müssten straffer sein«, bemerkte Katz, »denn Ihre Handgelenke sind so dünn, dass sich die Handschuhe lösen könnten. Aber bei dir klappt es ja auch, Greer, trotz deiner Damenhändchen.«

»Mr Katz ist stolz auf seine Statur«, sagte Greer verschwörerisch zu Anna. »Hilft ihm, sein 4-F zu verwinden.«

Anna war entsetzt, denn das bedeutete komplette militärische Untauglichkeit, aber Katz fing sich rasch wieder. »Greer sagt das gern. Er beneidet mich um mein Kinn.«

»Tja, aber trotz seines Kinns findet er kein Mädels, das ihn heiraten will«, gab Greer zurück.

»Wenn Sie wüssten, wie sehr der gute Greer unter dem Pantoffel steht, wäre Ihnen klar, warum ich mir Zeit lasse.«

Anna versuchte, gute Miene zu diesen gegenseitigen Beleidigungen zu machen, aber die Männer schienen sie kaum wahrzunehmen. Sie standen hinter ihr und zogen die Schnüre straff, die hinten auf den Beinen verliefen. »Warum bist du überhaupt 4-F?«, wollte Greer von Katz wissen.

»Geplatzt Trommelfell. Ein Lehrer hat mir in der zweiten Klasse ein paar Ohrfeigen verpasst.«

»Schon damals zu viel gequasselt, hm?«

»Wie schrecklich«, sagte Anna, merkte aber sofort, dass sie sich die Worte besser verkniffen hätte. Katz wirkte zum ersten Mal peinlich berührt. »Ist ein Vorteil beim Tauchen«, sagte er nach einer Weile. »Kein Druck auf einem Ohr.«

Sie steckten Annas Füße in die »Schuhe«: Blöcke aus Holz, Metall und Leder. Ihre Handgriffe waren zweckmäßig, hatten aber etwas Intimes; Katz fiel sogar auf Hände und Knie, um die Schnallen eines Schuhs zu schließen. »Die Schuhe wiegen achtzehn Kilo«, teilte er Anna mit. »Der ganze Anzug wiegt hundert. Wieviel wiegen Sie?«

»Kein Wunder, dass du bei den Mädels immer auf die Schnauze fällst«, murmelte Greer kopfschüttelnd.

»Halb so viel, schätze ich«, fuhr Katz fort, der seinen Partner überhörte. »Damit Sie eine Vorstellung bekommen: Ich wiege einhundertzwanzig Kilo und kann in dem Anzug kaum laufen.«

»Dein Gleichgewichtssinn ist im Arsch«, meinte Greer. »Liegt sicher am Trommelfell.«

»Ich wiege weit mehr als fünfzig Kilo«, sagte Anna, aber das klang trotzig, und sie bereute ihre Worte sofort. Sie setzte sich. Die Männer senkten eine kupferne Brustplatte über ihren Kopf, deren scharfe Kanten in das weiche Gewebe zwischen Hals und Schultern schnitten.

»Oh, oh«, sagte Greer. »Wir haben vergessen ...«

Ein fieses Grinsen überflog Katz' Gesicht. »Was denn?«

»Du weißt schon ...« Greer errötete bis zum zurückweichenden Haaransatz. »Na, komm, Katz. Hab ein Herz.«

»Ach so, das *Muschi-Kissen*«, sagte Katz schließlich. »Stimmt, das haben wir vergessen. Ist ein ganz spezielles Kissen ...« – er sagt dies zu Anna, ohne ihr in die Augen zu schauen – »... das unter die scharfen Kanten gelegt wird. Sie brauchen es, wenn wir Ihnen den Helm aufsetzen. Helm und Brustplatte wiegen zusammen achtundzwanzig Kilo.«

Anna hatte nicht vor, um ein Muschi-Kissen zu bitten – schon gar nicht unter diesem Namen. Greers Kopfhaut war rot wie eine

Tomate. Die Männer streiften den Gummikragen des Anzugs über die Brustplatte, drückten die langen Kupferstifte durch Löcher im Gummi. Nachdem alle Stifte eingehakt waren, setzten sie kupferne Muttern darauf, die sie mit Rohrzangen festzogen, Greer vorn, Katz hinten. Sie gingen rund um den Kragen, Rufe wechselnd, bis das Gummi die Lücke zwischen Kupfer und Segeltuch komplett abgedichtet hatte.

»Jetzt der Gürtel«, sagte Katz lächelnd. »Zweiundvierzig Kilo.«

Der Gürtel war mit Bleigewichten bestückt. Sie legten ihn um Annas Hüften, während sie saß, und schlossen ihn hinter ihrem Rücken. Dann überkreuzten sie zwei Lederriemen über ihrer Brust und führten sie über die Schultern. »Bitte aufstehen und bücken, damit wir das Gerödel vervollständigen können«, sagte Katz.

Mit Brustplatte und Bleigürtel fiel das Aufstehen schwerer. Anna bückte sich und spürte, wie die Riemen zwischen ihren Beinen durchgezogen und vor den Leisten gestrafft wurden. Sie wusste nicht, ob das üblich war oder ihrer Demütigung diene. Greer war ihrem Blick seit der Erwähnung des Muschi-Kissens ausgewichen.

»Nehmen Sie Platz«, sagte Katz. »Zeit für den Hut.«

Der »Hut« war der kugelförmige Messinghelm, der von nahem wie eine Klempnerarbeit oder ein Maschinenteil wirkte, nicht wie etwas, das ein Mensch tragen konnte. Als Katz und Greer gemeinsam anpackten, um ihr den Helm aufzusetzen, wurde Anna kurz von einem Rausch der Ungläubigkeit erfüllt. Dann steckte sie darin, von einem feuchten Metallgeruch umgeben, den sie auf der Zunge schmecken konnte. Sie schraubten das Unterteil des Helms auf die Brustplatte wie eine Glühbirne in die Fassung. Über die scharfen Kanten des Kragens übertrug sich ein gewaltiges Gewicht auf ihre Schultern. Sie wand sich, versuchte, den Druck zu verlagern oder sich ihm zu entziehen. Dann wurde zweimal gegen den Helm gepocht, das vordere Sichtfenster flog auf, und kühle Luft schlug ihr ins Gesicht. Greer stand vor ihr. »Geben Sie Bescheid, wenn Sie ein flaues Gefühl haben«, sagte er.

»Alles bestens«, erwiderte sie.

»Aufstehen«, sagte Katz.

Sie wollte sich erheben, aber Brustplatte, Helm und Bleigürtel nagelten sie auf die Bank. Sie konnte nur aufstehen, indem sie sich mit aller Kraft gegen die zwei Stellen stemmte, an denen der Kragen ins Fleisch schnitt. Es tat so weh, dass vor ihren Augen alles verschwamm; das Gewicht war so groß, dass sie einzuknicken drohte, doch sie zwang sich in die Senkrechte, fragte sich sekundlich, ob sie das Gewicht noch etwas länger würde tragen können. Ja. Und Ja. Und nochmals ja. Ja, ja, ja.

Katz spähte in das Sichtfenster. Anna bemerkte eine dünne, weiße Narbe, die seine Oberlippe auf der rechten Seite teilte, und verspürte einen Hass auf den Mann, der sich mit dem Schmerz in ihren Schultern vereinte. Katz hatte offenbar seinen Spaß an der Sache. »Gehen«, sagte er.

»Sie wird doch ohnmächtig.«

»Lass sie.«

»Ich werde nicht ohnmächtig«, sagte Anna. »Ich bin noch nie ohnmächtig geworden.«

Sie tat einen Schritt, das gewaltige Gewicht des Helms auf den zwei schmerzenden Stellen balancierend, schleifte einen Schuh über das Kopfsteinpflaster, als würde sie Fußfesseln tragen. Ein zweiter Schritt. Schweiß kroch über ihre Kopfhaut. Hundert Kilo. Helm und Kragen wogen achtundzwanzig, die Schuhe achtzehn, der Gürtel dreiundvierzig. Oder wog jeder Schuh achtzehn Kilo, so dass es zusammen sechsendreißig waren?

Noch ein Schritt. Dann noch einer. Sie schleifte die Schuhe weiter, ohne zu wissen, wozu oder wohin. Der Schmerz hatte alles andere ausgelöscht.

Jemand drückte ihr etwas in die Handschuhe. »Aufschnüren.«

»Während des Gehens?«, rief sie.

Greer tauchte vor dem Sichtfenster auf. »Sie können jetzt stehenbleiben«, sagte er freundlich und sah sie besorgt an; sie schnitt sicher

eine Grimasse. Anna hob das Objekt in ihr Sichtfeld: Ein kunstvoll verknötetes Seil. Sie ordnete ihre Finger neu – legte kleine Finger und Ringfinger, Zeigefinger und Mittelfinger zusammen und schob die Daumen in die dritten Finger des Handschuhs – dann drückte sie alle zehn Fingerspitzen gegen den Knoten. Sie erkundete seine Konturen durch das warme, feuchte Gewebe der Handschuhe, und auf einmal traten die schmerzenden Schultern in den Hintergrund. Jeder Knoten hatte einen Schwachpunkt, der nachgab, wenn man lange und fest genug drückte. Anna schloss die Augen, befand sich plötzlich in einem rein taktilen Reich, abseits des normalen Lebens. Sie hatte das Gefühl, eine Mauer zu durchdringen und dahinter eine geheime Kammer zu entdecken. Anna spürte die Schwachstelle des Knotens, als wäre es die weiche, faulende Stelle eines Apfels, und grub ihre Finger hinein. Einen Knoten zu lösen schien zunächst ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, aber von einem bestimmten Punkt an ging es rasant. Das wusste sie aus jahrelanger Erfahrung mit verhedderten Bändern, Fadenspielen, Schnürsenkeln, Springseilen, Schleudern – all das hatten ihr die Kinder im Block zum Entwirren gebracht. Der Knoten wehrte sich ein letztes Mal gegen das Nachgeben, als wäre er lebendig. Dann gab er sich geschlagen, und die Seile lagen aufgeschnürt in ihrer Hand.

Sie reckte sie, und man nahm sie ihr ab. Katz schaute in das Sichtfenster. Anna hatte mit Feindseligkeit gerechnet, doch als er sagte: »Gut gemacht!«, klang er zutiefst erstaunt. Noch überraschender als seine spürbare Bewunderung war der rauschhafte Stolz, der sie erfüllte; sie hatte Katz offenbar nicht besiegen, sondern nur beeindrucken wollen.

Sie lösten die Schrauben und nahmen den Helm ab, entfernten die Brustplatte. Die von dem Gewicht befreite Anna hatte das Gefühl zu schweben, ja sogar zu fliegen. Ihre Heiterkeit schien die Tender anzustecken, als hätten sie Anteil an ihrem Erfolg – oder würden sie jetzt als ebenbürtiger ansehen. Sie halfen ihr ebenso gutgelaunt aus Schuhen, Gürtel und Anzug wie beim Anziehen, nur dass sie Anna

nicht mehr verspotteten, sondern mit einbezogen. Bald darauf stand sie im Overall auf dem Pier. Sie hatte nicht bemerkt, dass es schon dunkel geworden war.

»Erstattest du ihm Bericht?«, wollte Greer von Katz wissen.

»Meinst du, er schießt uns an?«

»Irgendjemanden schießt er bestimmt an.«

»Übernimm du das«, sagte Katz. »Er mag dich lieber.«

»Das geht den meisten Menschen so«, erwiderte Greer und zwinkerte Anna zu.

Lieutenant Axel lauschte Greers Bericht über Annas Leistungen voller Unbehagen und entließ ihn dann barsch aus dem Büro. Greer verabschiedete sich, indem er gegen die Mütze tippte, was Anna das Gefühl gab, Teil einer Verschwörung zu sein.

»Nehmen Sie Platz, Miss Kerrigan«, sagte der Lieutenant.

Anna fiel es schwer, ein Lächeln zu unterdrücken, denn sie hatte immer noch das Gefühl zu schweben, beherrschte sich aber, um nicht selbstzufrieden zu wirken. Der Lieutenant sah sie lange an, trommelte mit den Fingern auf den Schreibtisch. »Sie haben den Anzug getragen«, sagte er in einem gütigen Ton, der Anna innerlich alarmierte. »Aber das ist nicht das Gleiche wie Tauchen.«

»Sie sagten, es sei der Test.«

Er holte lange und geduldig Luft. »Die Unterwasserarbeit ist eine enorme Belastung für den menschlichen Körper«, sagte er. »Ich kann verstehen, dass das nicht leicht einzusehen ist, denn man sieht nur die hübschen Wellen, die schöne Gischt. Man möchte baden. Aber unten sieht die Sache anders aus. Wasser ist schwer. Sein Druck kann grausam sein. Wir wissen nicht, wie der weibliche Körper darauf reagiert.«

»Geben Sie mir eine Chance«, sagte sie, und ihr Mund war plötzlich wie ausgedörrt.

»Sie sind ein starkes Mädchen, Miss Kerrigan, das haben Sie bewiesen. Aber ich kann Sie ebenso wenig wie meine eigene Tochter guten Gewissens tauchen lassen.«

Er war behütend, mitfühlend, betrübt – ein ganz anderer Mensch als der bissige, arrogante Offizier, der sie empfangen hatte. Diesen mochte Anna lieber. Bei ihm hätte sie vielleicht eine Chance gehabt.

»Geben Sie mir eine Chance«, wiederholte sie. »Wenn ich versage, wissen wir es besser.«

»Haben Sie mal einen Mann mit Taucherkrankheit erlebt?«, fragte der Lieutenant und beugte sich vor, als wollte er eine Vertraulichkeit mit ihr teilen. »Die in seinem Blut gefangenen Stickstoffbläschen suchen einen Ausweg und durchdringen das Gewebe. Die Männer bluten aus Augen, Ohren und Nase. Oder der Druck? Der ganze Taucher – und damit meine ich einen kompletten Mann – wird durch den Druck des Ozeans in den Helm gequetscht, den Sie gerade getragen haben. Wenn Sie also sagen *Wenn ich versage*, sollten Sie begreifen, dass es etwas anderes ist, über Wasser zu versagen als in zwanzig Metern Tiefe.«

»Das kann jedem passieren, der einen Fehler begeht«, erwiderte Anna. »Nicht nur einer Frau.« Doch sie ahnte, dass ihr Scheitern ausgemachte Sache war.

Der Lieutenant lächelte: Weiße Zähne, gebräunt, bartlos. »Ich mag Sie, Miss Kerrigan«, sagte er. »Sie strotzen vor Energie. Ich rate Ihnen, in Ihre Werkstatt zurückzukehren – was auch immer Sie dort tun – und sich mit ganzer Hingabe Ihrer Arbeit zu widmen. Helfen Sie uns, den Krieg zu gewinnen, damit wir sonntags weder Wiener Schnitzel noch getrockneten Oktopus essen müssen.«

Er ließ eine Hand auf den Tisch klatschen, hielt dies offenbar für das letzte Wort. Anna saß wie festgeschraubt da. Sie war so dicht dran. Sie hatte den Knoten gelöst! Die Zeit schien sich auszudehnen und ihr zu erlauben, jede Reaktion und deren Folgen abzuwägen. Zorn würde ihn abstoßen; Tränen würden sein Mitgefühl wecken, wären aber ein Zeichen von Schwäche; wenn sie flirtete, wäre sie wieder bei Null.

Er wartete darauf, dass sie ging.

»Lieutenant Axel«, sagte sie schließlich tonlos und neutral. »Ich

haben Ihre Forderungen vollständig erfüllt. Wie können Sie mich da abweisen? Sie haben keinen Anlass dazu.«

»Da wir ganz offen sprechen, Miss Kerrigan, sollten Sie wissen, dass Sie nie eine Chance hatten, Taucherin zu werden.« Der tröstende Onkel war verschwunden. Er drückte sich jetzt ebenso schlicht und unverblümt aus wie Anna. »Sollte Ihr Mr Voss wirklich geglaubt haben, ich würde ein Mädchen unter Wasser schicken, dann muss er vor Liebe blind sein. Ich habe dem Kommandanten schon am Telefon gesagt, das komme nicht in Frage. Ich habe vorgeschlagen, Sie in einen Anzug zu stecken, damit Sie selbst zu dieser Erkenntnis gelangen.«

»Aber ich habe den Anzug getragen«, wandte Anna ein. »Ich bin gegangen. Und ich habe den Knoten gelöst.«

»Sie haben mich überrascht, das gebe ich zu«, sagte er. »Aber dass Sie tauchen, war ausgeschlossen und ist ausgeschlossen. Tut mir leid. Ich kann mir gut vorstellen, dass es frustrierend ist. Aber das sind die Fakten.«

Sie sahen sich über den Tisch hinweg an, schienen einander deutlich zu verstehen. Anna erhob sich vom Stuhl.

Sie fand sich vor dem Gebäude 596 wieder, ohne sich daran erinnern zu können, den Mantel angezogen zu haben oder auf dem Weg hinaus Katz und Greer begegnet zu sein. In der Dunkelheit machte sie sich auf den langen Weg zum Tor in der Sands Street. Der kalte Wind tilgte die Erinnerung an die rauschhafte Freude über ihren Erfolg. Sie ging an den Hellingen vorbei, wo die Schiffsrümpfe im Scheinwerferlicht noch gewaltiger wirkten.

Die Antwort lautete nein.

...

Lesen Sie weiter.

»Manhattan Beach« jetzt überall, wo es Bücher gibt.